

Tobias Hill

Die Spur der Rubine

Tobias Hill

Die Spur der Rubine

Roman

Deutsch von Karl-Heinz Ebnet

C. Bertelsmann

Die Originalausgabe erschien 2001 unter dem Titel
»The Love of Stones« im Verlag Faber & Faber, London.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
EOS liefert Salzer Papier, St. Pölten, Austria.

1. Auflage

Copyright © 2001 by Tobias Hill

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2015

beim C. Bertelsmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Redaktion: Claudia Alt

Umschlaggestaltung: buxdesign, München

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-570-10031-8

www.cbertelsmann.de

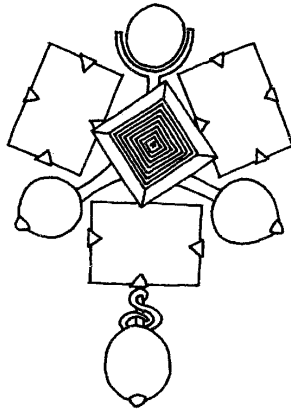
Für B.
Sowie für Shimon und Elazar,
die anderen Brüder

*Ein Gesicht, das sich so nahe am Stein abmüht,
ist selber bereits Stein!*

Camus, »Der Mythos des Sisyphos«

1

Sterne



Einige Jahre vor seiner Ermordung auf der Yonne-Brücke bei Montereau gab der burgundische Herzog Johann Ohnefurcht ein Geschmeide in Auftrag, das die Drei Brüder genannt wurde. Es handelte sich um die Schließe für einen Umhang, um dreieckig angeordnete, durch schlichte Goldstege verbundene Edelsteine, die zusammen so breit waren wie das Achselstück einer mittelalterlichen Rüstung. Seinen Namen erhielt es von den drei völlig gleichen Balas-Rubinen.

Sobald ich die Augen schließe, sehe ich sie vor mir, immer. Balas-Rubine sind keine echten orientalischen Rubine, sondern eine bestimmte Varietät des Minerals Spinell mit eigentümlicher Tönung; ihre Farbe changiert zwischen Rosa und Blutrot. Rubine – Balasse wie orientalische Rubine – bestehen aus Sauerstoff und Aluminium, Spinelle enthalten dazu noch ein einzelnes Magnesiumatom, was die Härte und den Glanz mindert. In Indien, wo der Rubin als der Herrscher der Steine gilt, gibt es ein Kastenwesen für Edelsteine. Es ist so alt wie das Kastenwesen für die Menschen und hält sich ebenso hartnäckig. Darin werden Balasse als *vaishya* bezeichnet und stehen auf der dritten von zwölf Stufen.

Die meisten mittelalterlichen Edelsteine stammen aus Asien, die größten Balasse kommen aus Badachschan am Ufer des Schignan, eines Nebenflusses des Oxus. Es liegen keine Aufzeichnungen vor, wie die Steine nach Burgund gelangten. Je weiter man in der Geschichte der Steine zurückgeht, desto mehr treten die

Menschen in den Hintergrund. Geht man weit genug zurück, gibt es nur noch die Steine.

Die Drei Brüder des Johann Ohnefurcht waren Steine im Tafelschliff, die in Größe und Form Dominosteinen glichen. Zusammen mit drei Perlen waren sie um einen mittig platzierten Diamanten gruppiert, eine vierte Perle hing, mittels einer Arabeske verbunden, an dem dreieckigen Gebilde. Das herzogliche Kleinod war so breit wie eine geöffnete Hand. Der Diamant, ein lupenreiner Stein, maß an seiner Basis eineinhalb Zentimeter, war vom belgischen Juwelier Louis de Berquem geschliffen worden und wurde das Herz der Drei Brüder genannt. Er war, ein Musterstück für de Berquems neue Steinschleifkunst, wie eine Pyramide facettiert und ließ dabei an die gewachsene Form eines Rohdiamanten denken.

Ich schließe die Augen. Wieder sehe ich sie vor mir. Die Schönheit des vollendeten Schmuckstücks liegt in der Qualität seiner Steine, seinem räumlichen Gleichgewicht und der leichten Asymmetrie seiner radialen Struktur. In ihrer kühnen Linienführung und Funktionalität sind die Drei Brüder auffallend modern. Nur Goldstege und Häkchen und Krappen. Zugleich aber haben sie auch etwas Archaisches an sich. Da ist der natürliche Schliff der Steine, als wären die Kristalle noch lebendig, als würden sie noch wachsen. Da ist die Geometrie der Edelsteine. In der Anordnung von Pyramide, Dreieck, geraden und schrägen Flächen sehe ich den Umriss eines Amuletts vor mir.

Johann Ohnefurcht war der zweite Herzog aus dem Haus Valois-Burgund. Ein Mann mit schlaffer Haut und den Augen eines Schachspielers. Von den vier burgundischen Herzögen war er der Einzige, der eine Armee zu befehligen wusste. Im Alter von vierundzwanzig Jahren geriet er auf dem blutigen Schlachtfeld von Nikopolis in Gefangenschaft und wurde gegen Zahlung eines Lösegelds von zweihunderttausend Dukaten und zwölf weißen Falken an Sultan Bayezid freigelassen. Die Erfahrung lehrte ihn Vorsicht und ein gewisses Maß an Grausamkeit.

Selbst auf Gemälden, in Positur, vermittelt er den Eindruck eines Pläne- und Ränkeschmieds. Er war ein politisch denkender Herrscher, einer, der Attentäter losschickte. Der wunderbare Edelsteine trug. Für den man kein Mitleid empfindet, selbst wenn man weiß, was das Schicksal für ihn bereithält, wenn die Porträtsitzung beendet und der Maler fort ist.

Zu Johanns Lebzeiten hatte keiner aus dem gemeinen Volk jemals einen Diamanten getragen. Edelsteine waren die internationale Währung der Macht. Ihre Zurschaustellung war mehr Demonstration der Stärke und weniger Ausdruck des Begehrens. Ein großer Rubin mochte schön sein, seine Schönheit aber machte ihn zu einem Werkzeug. Er war das Mittel, das erlaubte, Krieg zu führen, oder das Motiv, das zum Krieg führte. Die Mitgift, die einen feindlichen Einmarsch verhinderte, oder das heilige Mysterium, das den Einmarsch rechtfertigte. Edelsteine umgab damals noch ein Mysterium. Keine drei Generationen zuvor hatte Ludwig der Neunte zur Aufbewahrung der Dornenkrone Sainte-Chapelle bauen lassen. Eine edelsteinbesetzte Reliquie in einem von Buntglasfenster, Lanzetten und Spandrillen geschaffenen mystischen Farbraum.

Wenn ich in den Bestandsverzeichnissen der Herzöge von Valois lese, erkenne ich mich darin selbst wieder. Die Sorgfalt der Schreiber, ihre gewissenhafte Schrift, die von Passion zeugt. Die Liebe zu den Dingen, die Liebe zur Macht. Das sehe ich im Katalog von Johanns Onkel, in dem die Edelsteine der Valois' verzeichnet sind, makellos, als wären sie Waffen oder die Namen von Geliebten.

Item sechs; vierzehn benannte Rubine.

Item sieben; fünfzehn Splitter des wahrhaftigen Kreuzes.

Item acht; ein Straußenei.

Item neun; der Stachel eines Stachelschweins.

Item zehn; der Stoßzahn eines Elefanten.

Johann Ohnefurcht wurde in ein Geschlecht geboren, das reichlich Juwelen angehäuft hatte. Sein Vater war ein eitler, aber praktisch denkender Mann gewesen: Philipp der Kühne hatte Margarete von Male geheiratet, die zwar hässliche Angewohnheiten hatte (sie pfiß und setzte sich gern ins Gras), der aber als Erbschaft Flandern und seine Handelshäfen zugefallen waren. Burgund war bereits reich an Wein und Salz. Johanns Vater hatte noch gewerblichen Wohlstand hinzugefügt. Er selbst war berühmt für seinen Putz. Beim Empfang eines englischen Gesandten trug er einen Samtrock mit umlaufender Stickerei, in die Ginsterhülsen aus Saphiren, Rosenknospen aus Perlen und zweiundzwanzig Rubinblüten eingearbeitet waren.

Man schrieb die erste Dekade des fünfzehnten Jahrhunderts, als Johann Ohnefurcht die Drei Brüder in Auftrag gab. Er hatte Burgund zu einem schlanken Kaufmannsstaat gemacht, dessen Stärke von Jahr zu Jahr wuchs. Der Nachbar Frankreich hingegen schien nach verlorenen Kriegen, regiert von einem Dauphin im Kindesalter, mit jedem Jahr schwächer zu werden. Burgund strotzte vor Macht. Es hatte Wein und Edelsteine im Überfluss. Es sah so aus, als würde Burgund ewig währen.

Schwäche weckt Begehrlichkeiten. Frankreichs Nachbarn konnten schwerlich widerstehen. Der englische König Heinrich der Fünfte schickte seine Soldaten in die Hafenstädte Calais und Boulogne. Im Osten begann Johann, sich alles einzuverleiben, was sich ihm bot. Er hatte Jahre in Paris verbracht, kannte die höfischen Intrigen und Machenschaften. Seine Söldnerarmeen kämpften sich über französische Lande nach Westen.

Er nahm Paris ein, konnte es aber nie halten. Er gewann Schlachten, aber keine Kriege. Er hätte seine Ziele erreichen können, und die Geschichte der Drei Brüder wäre gänzlich anders verlaufen. Das Kleinod wäre vielleicht nie verloren gegangen. Wie auch immer, 1419 wurde der französische Dauphin Karl von Valois sechzehn Jahre alt und hatte weder Land noch Leben ver-

loren. Er bat um eine Unterredung mit seinem Vetter Johann, und der Herzog Ohnefurcht ließ sich darauf ein. Die beiden Herrscher wollten sich auf neutralem Gebiet treffen und verständigten sich zu diesem Zweck auf die Brücke bei Montereau, wo ihre Heere vom Wasser getrennt wären.

Auf der Brücke wurden hölzerne, von verschließbaren Pforten durchbrochene Schranken errichtet, um die beiden Herrscher sowohl voneinander als auch von ihrer Umgebung zu separieren. Männer des Dauphin räumten die Brücke und die Häuser darauf. Jehan de Poitiers gehörte zum französischen Gefolge, das auf die Ankunft Johanns wartete. In seinen Aufzeichnungen berichtet er von einem Gespräch zwischen dem zukünftigen Karl dem Siebten und einem seiner Ritter, Robert Le Maçon:

Aus nämlichen Robert Le Maçons Verhalten bemerkten wir, dass er den König mäßigen und sich mit ihm eingehender bereden wollte, ferner gab er, wie uns schien, dem König auch Widerrede. Unversehens ließ der König ihn stehen und forderte nämlichen Robert Le Maçon zwei- oder dreimal auf, ihm Folge zu leisten. Aber dieser widersetzte sich und blieb bei uns und mehreren anderen, deren Namen mir entfallen sind. Sobald der König, damals nur Regent, fort war, sahen wir, wie sich Robert Le Maçon auf ein Lager niederließ, worauf wir zu ihm gingen und ihn fragten, was ihn gräme. Er erwiderte: »Monsieur de Valence, ich wünschte bei Gott, ich wäre in Jerusalem geblieben, ohne Geld und ohne Gut, und hätte diesen Herrn nie getroffen, denn ich fürchte, er ist übel beraten und wird heute etwas tun, was sowohl ihm als auch seinem Königreich sehr zum Schaden gereichen wird.«

Für das Treffen wurden Regeln festgelegt. Karl stellte sie auf, Johann hielt sich daran. Nur unbewaffnete Ratgeber hatten Zugang zu dem Bereich zwischen den Barrieren. Die Türen wurden hinter ihnen verschlossen. Drinnen war es dunkel und kalt.

Es roch nach Talg. Wasserrauschen war zu hören. Die Triller der Brachvögel.

Johann, in den besten Mannesjahren, war vorzeitig gealtert. Karl war ein König im Körper eines Jungen. Es waren noch zwei- und vierzig Jahre hin, bis er sich zu Tode hungern würde, weil er fürchtete, durch Essen vergiftet zu werden. Abgesehen von ihrem Rang waren die beiden Valois-Herrscher in allen Belangen gleichgestellt. Es war der Herzog, der zur Schranke ging, sie öffnete und sich vor das Kind kniete.

Karl ergriff Johanns Hand. Es gibt Aufzeichnungen, denen zufolge er mit einem Blick ein Zeichen gab; es gibt auch Aufzeichnungen, die nichts dergleichen erwähnen. Er führte die Hand nach oben, um seinem Vetter anzuzeigen, dass er sich erheben möge, aber dessen Bewegung wurde nie vollendet. Einer der Männer aus dem Gefolge des Dauphin, Tanguy de Chastel, machte einen Schritt hin zum Knienden, dann noch einen. Er zog eine Axt mit abgeschnittenem Heft aus seinem Gewand und holte aus.

Er hieb Johann die Axt über den Kopf und spaltete ihm den Schädel. Ein Schrei erhob sich und hallte zu denen im Freien. Die burgundische Armee hatte am Fluss Aufstellung genommen, als sie aber zum Herzog wollte, wurde ihr der Weg durch französische Bogenschützen versperrt, die sich in den geräumten Brückenhäusern versteckt hatten. Die Ritter wurden zurückgedrängt und mussten den Herzog beim König lassen.

Von den Burgundern auf der Brücke war lediglich Johann bewaffnet. Er versuchte noch sein Schwert zu ziehen. Er war schwer verwundet oder halb tot oder lag im Sterben; das Blut strömte ihm übers Gesicht. Die Hand auf dem Schwert – eine unwillkürliche Bewegung, denke ich mir. Der Drang des Körpers, sich zu schützen. Aber es war nur ein Schwert, und es kam zu spät. »Tötet ihn!, tötet ihn!«, so riefen die Franzosen. Robert de Lairé hielt Johann an den Ärmeln fest (den Ärmeln des schwarzen Samtge-

wands mit seinen Ginsterhülsen und Rosenknospenperlen), und Tanguy de Chastel hieb ihm erneut die Axt über den Schädel.

Vier Schläge waren nötig, um den Herzog Ohnefurcht zu töten. Nach dem Mord übergaben die Franzosen den Leichnam. Er wurde nach Dijon gebracht, wo Körper und Herz in der Kirche und der Erde bestattet werden konnten.

Die Drei Brüder begleiteten ihn. Mit dem großen Umhang wurden sie dem Toten von der Schulter genommen, vom Umhang gelöst und mit den Kreuzsplittern und elfenbeinernen Stoßzähnen in den burgundischen Gewölben eingelagert. Das Geschmeide hatte seinen ersten Besitzer überlebt. Aber in sich war es nach wie vor vollkommen. So unberührt, als hätte es nie jemand besessen.



»Es heißt, Gott hat den Menschen aus einem Klumpen Blut erschaffen.«

Er hat eine geschmeidige Stimme, geschmeidige Hände und den kritischen Blick eines Pfandleihers. Jetzt, da er die von mir gebrachten Steine in Augenschein nehmen kann, betrachtet er sie statt mich. Ich entspanne mich. Nicht zu viel. Er heißt Ismet und ist im Edelsteinhandel tätig.

»Ein Klumpen Blut. Darf ich fragen, wo Sie die gekauft haben, Miss Sterne?«

»Nein.«

»Dachte ich mir. Wissen Sie, Sie erinnern mich an mich selbst.«

Als ich nichts darauf erwidere, fährt er fort. »Ja. Sie sehen mir aus, als wäre das nicht das erste Mal. Trinken Sie Tee? Ich kann uns welchen bringen lassen.«

»Nicht jetzt.«

Er redet viel, scheint mir. Mehr als nötig jedenfalls. Er redet bei der Arbeit, fühlt sich wohl, weil er weiß, dass er sich, anders

als ich, hier auf seinem eigenen Terrain befindet und sagen kann, was er will. Aber er täuscht sich, was uns beide betrifft. Wir haben nichts gemein, außer den Edelsteinen.

Zwischen uns auf dem Tisch liegt ein Blatt Papier. Auf dem Papier liegen drei rote rohe Steine. Sie sind so klein wie Granatapfelsamen. Der Juwelier hält sie der Reihe nach vor seine Lupe und redet weiter.

»Ein Klumpen Blut, ja. Sagt man. Ich bin ja nicht religiös. Es ist mir egal, ob Gott Christ oder Muslim oder sogar Jude ist. Trotzdem, jammerschade, dass er nicht *damit* gearbeitet hat. Dann wären wir alle viel... viel... vollkommener.«

Ich warte. Draußen ruft der Muezzin zum Mittagsgebet. Seine Stimme flirrt wie die Hitzeschwaden über dem Westteil von Istanbul. Das Zimmer hat einen Ventilator an der Decke, an drei Wänden sind Milchglastüren. An der Wand ohne Tür gibt es ein angeschlagenes Waschbecken. Darüber, in Kopfhöhe, hängt ein Kalender, der auf Türkisch und Englisch für eine Golden Horn Shipping and Air Corporation Reklame macht. August ist eine braun gebrannte, in Fischernetz und Diamanten gehüllte Blondine.

Ismet der Juwelier legt den größten Rubin weg und schnalzt mit der Zunge. »Der hier hat Einschlüsse. Wie viel haben Sie für ihn gezahlt?«

»Genug.«

Er grunzt. »Wie haben Sie mich überhaupt gefunden?«

»Durch Kūsav.«

»Kūsav!« Spöttisch. »Die reden zu viel.«

Ich betrachte seine Schuhe, während er arbeitet und redet. Ich betrachte seine Armbanduhr, seine Kleidung, seine Hände. Das Gesicht. Was ich nicht tue, ist, ihm zuzuhören. Es ist schwieriger, ohne Worte zu lügen.

Unter der Tischmitte sehe ich seine gespreizten Beine, darauf ruht sein umfangreicher Bauch. Die Schuhe sind aus importier-

tem Leder und von teurer Glanzlosigkeit. In den Hosenbeinen scharfe Bügelfalten. Er trägt eine gute Uhr, Patek Philippe, nichts Schreiendes. Eine Abenduhr. Das Gold ist ein wenig zu schwer für die Tageszeit.

Ohne damit zu protzen, vermittelt er den Eindruck eines erfolgreichen Menschen. Er ist gut in dem, was er macht, dem Handel mit alten Edelsteinen. Deshalb bin ich hier. Seit fünf Tagen bin ich in Istanbul. An zwei dieser fünf Tage bin ich im Küsav-Auktionshaus in der Has Firin Sokak gewesen, habe den Käufern zugesehen, mit den Männern im Lager geredet. Wenn sie nichts zu tun haben oder nicht auf die Uhr sehen, erzählen sie von Edelsteinhändlern in Istanbul.

Sie erzählten mir von Ismet. Sie sagten, seine Geschäfte liefen gut, er kaufe und verkaufe Arbeiten aus der ganzen Welt. Reliquienschreine aus Russland, Moguln-Halsketten aus Indien. Wie sie in den Handel, wie sie über die Grenze kommen, sei nicht sein Problem. Wäre er ein legaler Händler, hätte ich ihn schneller gefunden. Man würde ihn kennen, er wäre angesehen. Aber so ein Händler ist er nicht.

Ein Flugzeug donnert über uns hinweg. Als die Erschütterungen nachlassen, holt Ismet eine winzige elektrische Waage aus einer Schublade. Einzeln wiegt er die von mir gebrachten Steine. Dreimal, jeden Stein.

»Natürlich, der Rubinhandel... der Markt... was soll ich sagen? Der Boden ist weggebrochen. Letzten Monat hatte ich einen Stein von der Frau eines burmesischen Generals, mein Gott, so was hab ich noch nie gesehen. Vier Karat, keine Einschlüsse. Eine Farbe wie Taubenblut. Ein Stein, mit dem ich, Sie verzeihen, Liebe machen könnte. Aber verkaufen? Nein. Jetzt liegt er in meiner Bank und macht nichts. Jetzt hab ich ihn am Hals, und er wiegt nicht vier Karat, sondern viertausendvier.«

Er sieht zur Digitalanzeige der Waage. Ich weiß, er will die Rubine haben. Die Männer im Lager sagten, es seien seine Lieblings-

steine. Auch wenn durch das Schleifen die Hälfte des Gewichts verloren geht, dürften die drei Steine immer noch knapp zwei Karat haben, jeder von ihnen; eine wunderbare Größe für Rubine. Der beste hat keine Einschlüsse, die Farbe ist gut. Ich habe sie in Sri Lanka gekauft, von einem Mann, der dem hier sehr ähnlich war, in einem Raum genau wie diesem hier. Ich bin schon oft hier gewesen, in einer solchen Situation. Ich bin noch nie hier gewesen.

Ich folge den Spuren eines großen Schmuckstücks. Es hat sich mindestens einmal in Istanbul befunden. Ein Stein aus dem Kleinod ist vor drei Jahrhunderten hier verkauft worden – ebenso alt war die Schließe damals schon. Große Edelsteine neigen dazu, zu ihrer Vergangenheit zurückzukehren. Sie können jederzeit dort wieder auftauchen, wo sie schon einmal waren – bei jedem, bei dem sie einmal gewesen sind. Ich sitze in einem fremden Raum und lausche dem trägen *Schock, schock* des Deckenventilators.

Ismet schaltet die Waage aus. »Hübsche kleine Dinger. Ich gebe Ihnen den besten Preis, der mir möglich ist.«

»Ich will kein Geld.«

Er sieht mich mit seinem sachverständigen Blick an, nimmt den kleinsten Rubin und betrachtet ihn erneut. Sogar ungeschliffen funkelt er im Licht. Ein Körnchen des Muttergesteins haftet noch am sonst reinen Rubin. Eine Weile sagt Ismet nichts, sondern lächelt nur den Edelstein an. Als hätte er Nägel zwischen den Zähnen stecken. »Sie wollen kein Geld. Was machen wir dann hier?«

»Ich suche etwas. Es war schon mal in Istanbul, vor einiger Zeit. Ich hab gehört, Sie kennen sich mit Antiquitäten aus.«

Schock, schock.

»Vielleicht. Ich kenne mich mit vielen Dingen aus. Vielleicht. Aber sagen Sie mir nicht, dass Sie den blauen Tavernier-Diamanten suchen.« Er hat kleine, weiße Zähne. »Den habe ich letzte Woche an eine Versicherungsgesellschaft in Tokio verkauft.«

Ich warte, bis sein Lächeln verschwindet. Er legt den Rubin auf

den Tisch. Nimmt ihn wieder auf. Wenn er nicht redet, ist er nervös. »Also, Antiquitäten. Suchen Sie Objekte oder nur Informationen?«

»Sowohl als auch.«

»Und Sie zahlen in Rubinen?«

»Wenn Sie nichts dagegen haben.«

»Sie haben etwas Bestimmtes im Sinn?«

»Ich suche die Drei Brüder.«

Er lässt den Rubin sinken und sieht mich ungerührt durch seine Lupe an. »Die Drei Brüder. Verstehe. Warum wollen Sie die?«

»Warum würden Sie sie nicht wollen?«

»Ah.« Er lässt sich zu einem Lächeln herab, zwinkert mit einem Auge. »Natürlich will ich sie auch. Sie kennen mich schon gut, Miss Sterne. Aber ich hatte recht.« Er beugt sich vor. »Wir sind uns ähnlich. Wir verstehen uns. Ja. Ich kenne Menschen wie Sie.«

Ich zwingen mich, den Kopf nicht zur Seite zu drehen. Eine unwillkürliche Reaktion. Als wäre er mir zu nahe gekommen. Er bellt ein Lachen heraus.

»Die Drei Brüder. Na, wer möchte die nicht haben? Wie lang suchen Sie die schon?«

»Was haben Sie über sie?«

»Zufällig eine ganze Menge. Auch Konkretes, sehr Konkretes. Wird aber nicht billig sein. Wie viel können Sie sich leisten, Miss Sterne? Oder kaufen Sie vielleicht für jemand anders? Einen Japaner oder Amerikaner? Sie können es mir ruhig sagen.«

»Amerikaner«, lüge ich. Das will er hören, denke ich. Das erwartet er. Er mustert mich von Kopf bis Fuß.

»Amerikaner. Gut. Und die haben Geld, selbstverständlich.«

Ich nicke. Ohne ein weiteres Wort steht Ismet auf. Wieder sieht er mich an, sein Gesicht ausdruckslos. Dann geht er durch die Tür links. Ich sehe seinen Schatten hinter dem Milchglas. Der

Klang von Schritten auf einer Treppe. Ferne Stimmen. Als er zurückkommt, hat er in der einen Hand ein Schächtelchen, die andere liegt auf dem Arm eines jüngeren Mannes. Eine dreißig Jahre jüngere Ausgabe seiner selbst. Neffe oder Sohn. An dessen Gürtel ein Pistolenhalter. Er nickt, sieht mich an und stellt sich neben den Ausgang. Ismet setzt sich wieder.

»Nur eine Vorsichtsmaßnahme, Sie verstehen.«

»Hat er einen Waffenschein?«

»Für die Pistole? Natürlich. Ich selbst rühre so was nicht an.«

Ismet stellt das Schächtelchen ab. »Betrachten Sie ihn als Wachmann. Wenn Sie sich damit wohler fühlen.« Mit beiden Händen öffnet er die Schachtel und schiebt sie über den Tisch zu mir.

Darinnen liegt ein geschliffener Stein, fast eineinhalb Zentimeter breit, klar und funkelnd, auf schwarzem Samt. Er hat die Gestalt eines halbierten Rohdiamanten, als wäre ein natürlich gewachsener Kristall in der Mitte zu zwei Pyramiden gespalten worden. Aber die Facetten sind nicht natürlichen Ursprungs. Die Oberfläche ist zu glatt, zu lichtdurchflutet.

Seine Stimme wird weich. »Das dürfte Sie interessieren. Ich habe diesen Stein seit fast zwanzig Jahren. Der Schliff ist sehr alt, fünfzehntes Jahrhundert. Er wird das Herz der Drei Brüder genannt.«

Ich nehme ihn und wiege ihn in der Hand. Er fühlt sich schwer an für seine Größe. Wie eine Gewehrkuugel. Aber das täuscht. Diamanten wiegen weniger als Metall. Der Händler mir gegenüber sitzt still da.

Ich schließe die Augen und konzentriere mich auf die Berührung. Der Stein ist zu warm für einen Diamanten. Ich spüre es jetzt. Die Wärmeleitfähigkeit stimmt nicht. Ein Diamant entzieht seiner Umgebung Wärme und gibt nichts ab. Eine Eigenschaft, die charakteristisch für ihn ist. Anderen Steinen fehlt diese habgierige Eiseskälte. Für mich ist es eine Art Reinheit.

Ich schließe die Finger um den Stein, dann öffne ich sie wieder.

Gebe ihn frei. »Das ist nicht das Herz, das ich suche«, sage ich. Vorsichtig lege ich den Stein zurück in sein Behältnis.

Etwas Boshaftes schleicht sich in Ismets Blick. Der junge Mann hinter uns wartet. Ich sehe, wie die Finger des Händlers zucken. Dann klärt sich sein Blick, das Begehren ist verschwunden. Seine starre Haltung löst sich, als wäre er aus einer Trance erwacht. Er zuckt mit den Schultern. »Wie schade. Aber Sie sehen ja, wie es ist. Ich handle mit richtigen Steinen, Miss Sterne. Nicht mit Gegenständen, von denen seit Jahrhunderten keiner mehr was gehört hat. Ich handle mit grundsoliden Dingen. Sie wollen ein Herz? Ich kann Ihnen einen Schwanz bieten, mit einem schönen Herz als Beilage, der wird die ganze Nacht so gut zu Ihnen sein, dass Sie alle Ihre Brüder vergessen. Ja? Nein? Ach, Sie haben es eilig. Rami, lass Sie raus. Ein andermal, ein andermal.«

Lächelnd warten sie, während ich die Rubine an mich nehme. Ohne mich noch einmal umzusehen, gehe ich die zwei Stockwerke zur Straße hinunter. Auf halbem Weg macht sich Verzweiflung in mir breit. Ich schiebe sie weg.

Im Schatten des Eingangsbereichs ist es kühl. Ich atme den Geruch von schmutzigen Büros und Männern. Als ich bereit bin, trete ich hinaus in die Mittagshitze und den Lärm von Istanbul.



Die Liebe zu den Dingen, die Liebe zur Macht.

Ich sehe die Geschichte durch die Augen der Drei Brüder. Ein Pfandleiher betrachtet die Dinge vielleicht so: als hätte alles einen Wert und einen Preis. Manchmal hat es den Anschein, als wären sie das Gleiche. Als Johann Ohnefurcht 1419 vom Kinder-Dauphin ermordet wurde, gewann Frankreich so wenig, wie Burgund verlor. Das Königreich erwarb sich etwas Zeit, das Herzogtum verlor seinen Herzog. Herzöge sind leicht zu ersetzen. Sie sind billiger als große Edelsteine.

Aber natürlich sind sie nicht das Gleiche, der Wert und der Preis. Der Tod ist immer außergewöhnlich. Ich frage mich, ob seine Frau die Drei Brüder dafür gegeben hätte, um Johann wiederzubekommen. Ich weiß, ich hätte es nicht getan, jetzt, da ich das schreibe, fünfhundertneunundsiebzig Jahre später. Die Waagschale meiner Begierden neigt sich der anderen Seite zu. Wenigstens, denke ich mir, ergab seine Ermordung einen Sinn, in einer Zeit, in der der Tod in seiner Sinnlosigkeit Angst und Schrecken verbreitete. In England verschrieben Apotheker zu Pulver zerriebene Rubine gegen Herzkrankheiten. In Dijon trugen Salzhändler Smaragde, um sich vor der Pest zu schützen. Drückten sich Duftkugeln wie eine Faust gegen den Mund.

Ein gewöhnlicher, außergewöhnlicher Tod. Ich versuche ihn lieblos zu sehen, nur unter Maßgabe des Preises. Der Herzog war ersetzbar. Die Edelsteine nicht. Als Johann Ohnefurcht mit vier Axthieben niedergestreckt wurde, war Burgund nicht ohne Erben. Das Herzogtum fiel an Johanns Sohn Philipp, der später »der Gute« genannt wurde.

Philipp lernte vom Tod seines Vaters. Wenn er sich mit dem Gedanken trug, seine Gebiete zu erweitern, dann bewahrte er diesen Gedanken nah an seinem Herzen. Mehr als sein Vater und sein Sohn war er ein geduldiger Mensch. Unter ihm, dem dritten der Valois-Herzöge, wuchs Burgund zum größten Herzogtum überhaupt. Während England und Frankreich für ihre Kriege den Staatsschatz plünderten, wartete Philipp in Dijon. Zählte seine in Banktresore eingelagerten Reichtümer. Die Rubine und Diamanten, die Vorräte an Wein und Salz. Die Elefantenstoßzähne in ihren Goldfassungen.

Im Jahr, in dem sein Vater starb, ließ der junge Erbe die auf ihn übergegangenen Besitztümer inventarisieren. Das Dokument umfasst über hundert Seiten. Die Pergamentblätter sind am Stoß immer noch weiß wie Milch. In den fahl beleuchteten Räumen eines Archivs in Beaune transkribiere ich Item XXIII:

Eine vorzügliche & kostbare Schliesze, in der Mitte geschmückt mit einem groszen Diamanten, welcher läuft nach oben spitz zu, darum iii vorzügliche Balasse, grosz & rechteckig, benannt die iii Brüder, und zwischen besagten Balassen iii Perlen, sehr grosz & prächtig. An dieser Schliesze hängt eine grosze & prächtige tropfenförmige Perle.

Ein Jahrzehnt später wird die Schließe als »Brosche meines Herrn« bezeichnet und ruht neben dem »größten Balas-Rubin Frankreichs«. Philipp war im Besitz der Drei Brüder bis zu seinem Tod 1467, als das Kleinod auf seinen Sohn Karl den Kühnen überging, den letzten Valois-Herzog Burgunds.

Karl liebte die Ordnung und hasste die Frauen. Er hatte ungewöhnlich helle Haut, so weiß wie Pergament, und nahm sich Alexander den Großen zum Vorbild, ebenfalls Sohn eines Philipp und Eroberer von Badachschan. Und wie Alexander hinterließ er nach seinem Tod in der Schlacht keinen eindeutigen Erben.

Konrad Stolle, deutscher Chronist, hatte Karl den Kühnen sagen hören, »dass es nur drei Herren auf Erden gebe, einen im Himmel, das ist Gott; einen in der Hölle, das ist Luzifer; und einen auf Erden, das werde er selber sein«.

Karls Juwelier Gerard Loyet war ein großer Künstler – seine Goldstatuette des knienden Karl, der eine Kristallreliquie in der Hand hält, muss als Meisterwerk bezeichnet werden. Loyet fasste die Drei Brüder mehrmals neu, behielt aber immer die ursprüngliche Anordnung bei. Laut einer Rechnung wurden Loyet 14 Pfund gezahlt für »ein Schmuckstück aus drei großen Geschützen, die zu einem Dreieck geordnet und mit drei großen Balas-Rubinen anstelle von Feuersteinen geschmückt sind, wobei große Goldflammen auf allen Seiten wie Sonnenstrahlen herausschießen«.

Acht Jahre nach Philipps Tod war das Herzogtum Burgund reicher und mächtiger als jedes Königreich in Europa. Es umfasste im Norden Belgien, Luxemburg und halb Holland, dazu Teile der

Schweiz und des heutigen Frankreichs. Ein mittelalterliches Imperium, das sich von der Nordsee bis fast zum Mittelmeer erstreckte. Entsprechend kleidete sich Karl. Er ritt ein schwarzes Ross im Schlachtharnisch, darüber war ein golden-violettes Tuch gebreitet. Er selbst trug eine Rüstung aus poliertem Stahl, dazu einen Umhang, der von den Drei Brüdern zusammengehalten wurde.

Seine edelsteinbesetzten Kopfbedeckungen waren weithin berühmt. Panigarola sah Karl im April 1475 auf dem Weg zur Kirche, dabei trug er *»einen schwarzen Samthut mit goldener Feder, daran die größten Balasse und Diamanten sowie große Perlen, manche von ihnen nach unten hängend; die Perlen und Juwelen aber standen so dicht beisammen, dass die Feder, obgleich so lang wie ein Finger, kaum zu erkennen war«*.

Karl war besessen von politischer Macht und materiellem Reichtum. Für beides waren Edelsteine von entscheidender Bedeutung. Er nahm sie überallhin mit – in den Gottesdienst, zu Gelagen, aufs Schlachtfeld –, als wären sie Talismane. Zu seinen Reichtümern gehörten zwölf Goldbecken, Tapisserien mit Darstellungen der Eroberungszüge Alexanders des Großen, ein Schwert mit einem Griff aus dem Horn eines Einhorns, sechs Silberkäfige mit Vögeln aus parfümierter zypriotischer Keramik und ein mit tausend Blumen bestickter Wandbehang: Eisenhut und Wohlgemuth, Winden und Schwertlilien und Narzissen.

Vor allem aber hortete er Steine. Zum Zeitpunkt seines Niedergangs besaß Burgund drei der hervorragendsten Diamanten der Welt. Das makellose Mittelstück der Drei Brüder namens Herz der Drei Brüder. Den weingelben Stein mit einhundertsevenunddreißigeinhalb Karat, der in manchen Jahrhunderten als Toskaner, in manchen als Florentiner bezeichnet wurde; und ein Juwel mit einhundertsechs Karat, von dem die eine Hälfte als der Sancy bekannt werden sollte, nachdem sie, Jahrhunderte nach dem Fall von Burgund, aus ihrem feucht glänzenden Versteck geschnitten wurde, aus dem Magen von de Sancys treuestem Diener.

Burgunds Untergang begann im Jahr 1476. Ohne Vorwarnung, ohne äußeres Zutun, ohne Intrigen schwang das Pendel des Mächtegleichgewichts weg vom Herzogtum und kehrte nie mehr zurück.

Nichts war Karl mehr ein Dorn im Auge als der Aufstieg der eidgenössischen Stadtstaaten. Jahrelange hatten Basel und Bern Schlachten gegen ihren überlegenen westlichen Gegner geschlagen. Erzürnt wegen ihrer Unabhängigkeit, plante der Herzog den offenen Krieg. Er belagerte Grandson am Neuenburgersee, und als sich die wenigen Hundert Berner Verteidiger ergaben, wurden sie im See ertränkt oder an den Walnussbäumen am Ufer aufgeknüpft.

Karl legte große Sorgfalt auf die Ausrüstung seiner Armeen. Die burgundischen Ritter, gut ausgebildet und gut gekleidet, boten einen spektakulären Anblick und wurden von allem, was im Kriegshandwerk für Geld zu haben war, unterstützt – vierläufigen Kanonen, englischen Langbogenschützen, italienischen Söldnern. Die größte Schwäche der Burgunder aber war Karl selbst. Dessen Brutalität und Überheblichkeit schweißte die Eidgenossen zusammen und nötigte sie, eine noch größere, besser gerüstete Armee aufzustellen als die des kühnen Herzogs.

Wenige Meilen von Grandson trafen die Burgunder auf die eidgenössischen Streitkräfte. Wie sich aber zeigte, überstieg die Pracht der herzoglichen Armee ihre Kampfkraft bei Weitem. Die Burgunder, zahlenmäßig unterlegen und schlecht aufgestellt, wurden vernichtend geschlagen, noch bevor der eigentliche Kampf begann. Der Rückzug geriet zur wilden Flucht, in deren Verlauf der Herzog sämtliche Zelte und Besitztümer zurücklassen musste – Bronzekanonen und spanische Schwerter, die Harnische der Schlachtrösser, Tapissereien vergangener Kriege, die herzoglichen Siegel und Fahnen sowie seine Edelsteintruhe. Den Sancy, den Toskaner, die Drei Brüder.

In den zerstörten Zelten stieß einer der eidgenössischen Fuß-

soldaten auf einen von Karls berühmten drolligen Hüten. Er war mit Straußenfedern geschmückt, die Hutspitze bildete ein Rubin. Der Soldat aber warf ihn weg in der Meinung, ihn nicht gegen einen guten Helm tauschen zu wollen.

Die sogenannte Burgunderbeute von Grandson gehörte zu den größten Kriegsbeuten der Geschichte – vergleichbar mit der von Alexander nach seinem Sieg über den Perserkönig. Es war das einzige Mal, dass im Leben von Karl dem Kühnen etwas von der Größe seines Vorbilds anklang.

Ein Jahr noch kämpfte Karl weiter, aber mit jedem Mal fielen seine Niederlagen vernichtender aus. 1477 in Nancy wurden die Burgunder schließlich endgültig aufgerieben, wurden zu Tausenden abgeschlachtet oder mussten fliehen. Es dauerte Tage, bis man unter den Toten Karls Leichnam fand.

Die Eidgenossen hatten sich darauf verständigt, die gemeinsame Beute und ihren Erlös unter sich aufzuteilen. Die Städte waren eher arm, Schätze wie diese hatte man dort noch nie gesehen, und die Hände, durch die die Kostbarkeiten liefen, waren zahlreich. Stein um Stein gingen die größten Schätze aus der Burgunderbeute verloren, wurden gestohlen, auseinandergebrochen oder auf den Schwarzmärkten von Europa und Asien verkauft.

Über die Drei Brüder allerdings gibt es Aufzeichnungen. Die folgenden siebenundzwanzig Jahre nach dem Tod von Karl dem Kühnen befanden sie sich im Besitz der Magistrate der Städte Basel und Bern. 1477 ließen die Berner eine Aquarellminiatur ihrer Kriegsbeute anfertigen.

Es ist das früheste Bildnis des Kleinods, das sich bis heute erhalten hat. Die Miniatur zeigt einen sonderbar starren Gegenstand, ein Pendelgewicht, das bewegungslos vor einem kahlen Hintergrund hängt. Ein Wertgegenstand, kein Schmuckstück. Edelsteine wurden von gemeinen Bürgern nicht getragen. Die Schweizer waren Kaufleute, keine Herzöge. Es verlangte sie nicht nach Kronjuwelen, nur nach Geld. Die Drei Brüder wurden zum

Verkauf ausgeschrieben. Erst eine ganze Generation später sollte sich jemand finden, der sie sich leisten konnte.



Ismets Laden liegt in einer Sackgasse. Ein Junge schleppt schwarze Säcke aus der Hintertür einer Küche, Fäulnisgeruch legt sich mir auf die Zunge und setzt sich auf meiner Haut fest. Das alles ist nicht das, was ich suche, denke ich mir und klinge dabei wie jemand anders. Wie jemand mit mehr Wut im Bauch, wie meine Schwester oder meine Mutter. *Ist das wirklich das, was du suchst? Was machst du da, Katharine?*

Ein Stockwerk unter dem Büro des Juweliers hängt eine Frau Wäsche auf. Niemand steht an den Fenstern über ihr. Es ist ein weiter Weg zurück in die Altstadt. Ich gehe zu Fuß, um des Gehens willen und um von dem Mann mit der Pistole wegzukommen. Lastwagen ächzen auf der Küstenstraße. Dahinter liegen Drive-in-Nachtclubs und Themenbars. Und dahinter das Marmaremeer. Wenigstens tut es gut, im Freien zu sein. Die Luft ist frischer. Ich atme den Geruch der Abwässer und des Öls, das Menschliche vermischt mit dem Nicht-Menschlichen, und alles ist mir nah und vertraut.

Ich taste nach den Rubinen in meiner Tasche. Sie sind etwas, woran man glauben kann, eine Art Beweis. Mit den Rubinen habe ich immer noch eine Chance. Mit ihnen kann ich alles kaufen, Zeit oder Informationen oder einen Flug um die Welt, meine kleinen Brüder, meine Juwelen, die ich in den Falten meiner Kleidung von Colombo nach Istanbul getragen habe. Ich denke an alle Ismets dieser Welt mit ihren Imitaten und ihrem Händlerblick. Hätte ich ihn danach gefragt, hätte er mir auch einen Preis für mich selbst genannt.

Es ist heiß, die Luftfeuchtigkeit nimmt zu. In den Nebengassen sitzen Ladenbesitzer vor den Geschäften, spielen mit ihren Ge-

betsketten, warten auf Kundschaft. Die Straßenhändler verkaufen Lotterielose und Sesamkringel. Stille Männer, hager, darauf wartend, tätig werden zu dürfen. Kinder spielen auf einem leeren Grundstück Fußball, sie rufen sich auf Türkisch und Englisch zu. *Gib ab, gib ab! Goal!* Sie erinnern mich an zu Hause, diese Männer und Jungen. An Englands Ostküste mit ihren leeren Seestädten. Es gibt Leben, die zu meinem hätten werden können und die sich von deren nicht so grundlegend unterscheiden. Gewöhnliche Leben, die aus Arbeit und Warten bestehen. Nur manchmal denke ich an diese Dinge; seltener als manchmal, was ich bedaure. Aber Bedauern ist mir keine Hilfe. Es gibt nicht mehr viel, wohin ich mir leisten kann zurückzukehren.

Istanbul ist eine alte Stadt. Man hört es an ihren Namen: Konstantinopel, Byzanz, Chalcedon. Jede wurde auf der vorhergehenden errichtet, Dächer wurden zu Fundamenten abgerissen, unterirdische Gänge zu Grabstätten umgewandelt. Eine Stadt aus Städten und eine Metropole aus Völkern. Unberührt vom Zweiten Weltkrieg. An der nächsten Kreuzung steht ein verstaubtes Schaufenster mit Kalligrafiepinseln, Plastikblumen, einer Rolle, auf der in kühnen, geschwungenen Federstrichen *Ach, Liebe!* geschrieben steht. Nebenan ein Mister Donut. Aus dem Eingang dringt Musik aus den Sechzigern, eine Girlgroup, die Shangri-Las oder Secrets. Plastikdekor und Plastikmusik. Ich kann mir eingestehen, dass ich das alles beruhigend finde. Die moderne Welt als Mittel, die Vergangenheit abzumildern.

Ich trete ein und bestelle bei der Frau hinter der Theke Kaffee und zwei Lokma. Über der Stereoanlage hängt ein blaues Glasauge, klein und glotzend, zum Schutz gegen das Böse. An der Tür ist ein Tisch frei, ich setze mich und sehe hinaus. Sogar hier drinnen ist es heiß. Meine Haare fühlen sich länger an, als mir lieb ist. Ich stecke sie hoch und spüre den Lufthauch im Nacken.

Die Lokma kommen, ich esse sie. Ich habe eigentlich keinen Hunger, aber das Kauen verschafft mir Zeit zum Nachdenken.

Ich hole meinen Notizblock heraus. Zwischen die Seiten sind Reklamezettel für Auktionen und Juweliere gestopft. Diesen Nachmittag gibt es zwei Auktionen, zwölf Lapidarien im Antik Palace in der Spor Sokak und eine Versteigerung von osmanischen Juwelen in den städtischen Auktionsräumen im Großen Basar. Dazu Texte zu mittelalterlichen Edelsteinen aus dem Orient wie dem Okzident, nichts, wofür ich biete. Wenn ich hingehere, dann nur, um zu sehen, wer kauft. Ich notiere mir die Details der Golden Horn Shipping and Air Corporation, solange ich mich noch daran erinnern kann. Es ist nicht viel, der Name eines Transportunternehmens auf einem Softporno-Kalender im Büro eines Schwarzmarkthändlers. Es gibt nie sehr viel.

Ein neues Lied beginnt, etwas Altes, Vinylglattes, nichts, was ich kenne. Ich lausche, während ich zahle und gehe. Auf der Straße verkauft ein alter Mann Cassis-Eis aus einem Metallbotich. Er lächelt mich freundlich an wie ein Großvater. Ich kaufe ihm eine Waffeltüte ab und esse im Gehen. Der Text des Liedes verfolgt mich. Er lässt mich an die Drei Brüder denken. Aber das gilt für so ziemlich alles.

*Some day, some way, you'll realise you've been blind.
Yes darling, you're going to need me again,
It's just a matter of time.
Go on, go on,
Until you reach the end of the line.
But I know you'll pass my way again.
It's just a matter of time.*

Es gibt zwei Arten von Lapidarien. Zum einen steht der Begriff für eine Sammlung von Steindenkmälern, zum anderen für ein mittelalterliches Steinbuch, ein Verzeichnis der Eigenschaften und Heilkräfte von Edelsteinen – ähnlich einem Bestiarium mit seiner Aufstellung von Tieren. Im Antik Palace streife ich durch

Galerien mit osmanischen Kerzenleuchtern, silbernem Nippes und Meerschampfeifen, die es zu kaufen und nach Blackburn oder Stuttgart heimzutragen gilt. Oben herrscht eine nüchterne Atmosphäre. Der Verkauf hat bereits angefangen, der Auktionator nimmt Angebote für die teuren Bände von Leonardus' *Speculum Lapidum* und Emmanuels *Precious Stones of the Jews of Curaçao* entgegen.

Keiner macht hier den großen Reibach. Es gibt zu viele Antiquitätenhändler, und es fehlt an Begehrlichkeiten. Hauptkäuferin ist eine vom Geld aufgeschwemmte Frau, die eher aus der westlichen Türkei als aus dem Nahen Osten stammt, mit einem Gesicht wie Heinrich der Achte. Das letzte Los des Tages steht um halb fünf an, und ich biete gegen sie, um ihr Interesse auszuloten. Sie lässt die Hand sinken und sieht mich stirnrunzelnd an, als hätte ich sie bei ihrem Privatvergnügen gestört. Für sechzig US-Dollar plus Exportsteuer verbleibt mir eine obskure Studie über die Kronjuwelen der Tudors. Der Auktionator lächelt mich leicht mitleidig an.

Der Laden unten ist im Begriff zu schließen. Ich gehe durch die Hintertür hinaus. Der Innenhof des Antik Palace ist von Mauern umschlossen, aus denen oben Glasscherben herausragen, braune, grüne, weiße, als würden sich die Besitzer ihre Sicherheit zusammentrinken. Die Luft schmeckt nach Ruß, in der Spor Sokak bekomme ich deswegen Kopfschmerzen und Durst. Mir bleibt nur der Besuch bei der Kalenderfirma. Ingeheim entspanne ich mich bei der Aussicht, nur scheitern zu können. Das eindeutige Ende eines weiteren Sackgassentages. Ich stehe am Randstein und warte auf den Moment, an dem ich merke, dass ich aufgegeben habe.

An den Ampeln hupt der Stoßzeitenverkehr. Ich schlängle mich zum nächsten Taxi durch. Die freie Hand des Fahrers und seine Zigarette klopfen rhythmisch gegen die Tür, während er auf Grün wartet. Ich nenne ihm die Adresse der Golden Horn Shipping and Air Corporation, er nickt, und ich steige ein. Er ist jün-

ger als ich, schmal an Schultern und Hüften, und er hat einen Schnauzer, der zu dick ist, um seine schlechten Zähne zu verbergen. Wir kriechen nach Süden in Richtung Karaköy. Das alte Galata, Ghetto der Kaufleute.

Je näher wir dem Hafen kommen, desto ruhiger werden die Straßen. Zwei ausgemergelte junge Männer sitzen in zerschissenen Armsesseln. Der Wagen fährt an Lagerhäusern und den Bretterzäunen von Baustellen vorbei. Hier gibt es nur wenige Wohnhäuser, wenige Fenster, hinter denen jemand wohnen könnte. Weniger gegenseitige Fürsorge und Menschlichkeit. Entlang des Hafens liegen Verwaltungsgebäude aus den Dreißigern. Jetzt residieren in ihnen Frachtunternehmen, in deren Fenstern sich falsche Ming-Vasen, Kronleuchter und funkelnde Badezimmerarmaturen türmen. Die Kronjuwelen der Kemankeş Caddesi.

Die Golden Horn Shipping and Air Corporation teilt sich ein Gebäude mit zwei weiteren Speditionen. Auf der anderen Seite der Meerenge verschwindet die asiatische Seite der Stadt im Smog. Die Schiffshörner der Fähren hallen über den Bosporus. Ich zahle den Taxifahrer und gehe über einen kleinen Parkplatz zum Gebäude.

Durch einen klimatisierten Luftvorhang geht es hinein. Näs-sende Feigen schrumpeln in der Kühle. Es gibt eine einsame Rezeptionistin mit dem verhärmtten Gesicht einer pensionierten Stewardess. Hinter ihr an der Wand das Porträt eines breit lächelnden Geschäftsmanns. Zwei Wachleute warten am anderen Ende der Lobby. Ihre Waffen sind nicht zu übersehen, Maschinenpistolen, die sie seitlich am Körper tragen.

»Ja?« Die Rezeptionistin schaut zu mir auf. Sie lächelt nicht. Das macht das Porträt für sie.

»Golden Horn Shipping?«

»Ja.« Sie spricht das »J« kaum aus. Der Vokal ist völlig stimmlos.

»Ich habe Waren zu versenden.«

»Was für Waren?« Ihre Hände und ihr Gesicht haben eine chemische Bräune, nur am rechten Handgelenk und an ihrem Ringfinger sind hellere Stellen: Die Farbe dort muss ihre natürliche Hautfarbe sein. Ich versuche mir den Ring vorzustellen, den sie nicht trägt.

»Steine.«

Sie starrt mich ausdruckslos an; ihr Augapfel ist ein farbloses Gelb.

Ich probiere es noch einmal. »Wertvolle Steine. Ismet Atsür hat Sie mir empfohlen. Der Juwelier. Ich würde gern mit jemandem reden ...«

Sie zeigt zu einer Sesselreihe. »Warten Sie bitte.«

Ich gehe zu den Sitzgelegenheiten. Das Leder knarzt, als ich mich hinsetze. Auf einem niedrigen Glastisch liegen Zeitungen, die *Herald Tribune* vom Vortag und türkische Klatschzeitschriften. Die Titelseite des *Herald* widmet sich einem Flugzeugabsturz. Ein Swissair-Flug von Washington nach Genf. Zweihundertachtzig Tote. Zwei hohe UN-Beamte. Im Artikel wird auch berichtet, dass ein historischer Diamant an Bord gewesen sei, der nach einer Ausstellung im Smithsonian Institute auf dem Weg nach Hause war. Ich überlege, um welchen Stein es sich handeln könnte, der zurück nach Genf gebracht werden sollte.

Ich ermahne mich selbst. Natürlich, die eigentliche Tragödie ist der Verlust von Menschenleben. Zweihundertachtzig Todesopfer. Nicht der Verlust des Steins.

Trotzdem.

Ein kleiner Mann kommt, beugt sich über den Tresen und redet mit der Rezeptionistin. Sie antwortet mürrisch und schüttelt den Kopf. Ich sehe zum Porträt über ihnen. Es interessiert mich jetzt nicht mehr. Ich schlage die Zeit tot, bis die Rezeptionistin mir plötzlich mitteilt, dass ich gehen, dass man mich heute nicht mehr sehen könne. Als wäre ich unsichtbar.

Unter dem Gemälde ist ein Schild angebracht: »Mr. Araf, Prä-

sident von Golden Horn« steht in drei Sprachen darauf. Präsident Araf trägt einen braunen Anzug, bei dessen Anblick ich an Militärs denken muss. Er hat die Arme vor der Brust verschränkt und umfasst mit den Händen jeweils einen Ellbogen. Seine Haare sind schwarz, bemerkenswert dicht und so gleichförmig flach wie ein Toupet.

Ich betrachte ihn näher. An der rechten Hand trägt er zwei teure und vulgäre Ringe. Einer fasst einen roten Stein im Cabochonschliff. Der andere funkelt vor Edelsteinreihen im Stil von Constantine Bulgari: unsichtbar zusammengesetzte Rubine, wie Kacheln in einem Badezimmer.

Der dritte Ring befindet sich an Araf's linker Hand, am kleinen Finger, auch Gesellschaftsfinger genannt. Ein dicker, spiralig granulierter Goldring mit einem flachen blauen Siegel. Etwas ist in den Stein graviert, die Andeutung einer menschenähnlichen Gestalt. Ich erhebe mich aus dem tiefen Sessel und gehe näher heran.

Der Mann interessiert mich nicht. Sondern der Schmuck. Der dritte Ring sieht mittelalterlich aus, fünftes Jahrhundert, vielleicht aus England. Das Siegel könnte blauer Jaspis oder Jade sein, wahrscheinlich älter, aus spätrömischer Zeit. Der Mann sieht aus wie ein Sammler, ein Edelsteinkäufer mit mehr Geld als Geschmack; und der dritte Ring sieht aus wie eine Schwarzmarktantiquität. Ein Sammler könnte so etwas auf einer großen Auktion erwerben, aber nur, wenn er gegen staatliche Museen bietet. Genau die Arbeit, die man wahrscheinlich von Ismet dem Händler kaufen könnte.

Glück gehabt, Katharine, denke ich mir, obwohl die Verbindung kaum loser sein könnte, nichts, worauf ich mir jetzt allzu viel einbilden müsste. Zeugnis meines Wunschdenkens, eines gemeinsamen Erfahrungsfeldes, gemeinsamer Emotionen. Der Mann auf dem Bild weiß nicht nur über das Frachtgewerbe Bescheid. Ich stehe unter seinem Bildnis, und plötzlich dreht sich mir alles. Ich sehe weg.

Der kleine Mann ist fort. Die Rezeptionistin mustert mich. Ich gehe zu ihrem Tresen. »Ich würde gern mit Herrn Araf reden.«

»Sie haben keinen Termin.«

»Ich habe gehofft, einen Termin zu bekommen.«

Sie schürzt die Lippen. Die Geste tritt anstelle eines Lächelns; ein Ausdruck der Befriedigung. »Tut mir leid. Um einen Termin zu bekommen, müssen Sie mit Präsident Araf reden.«

Ich lasse mir, soweit ich es beurteilen kann, meinen Unmut nicht anmerken. »Sie sagen, ich brauche einen Termin, um mit ihm reden zu können?«

»Ja.«

Ich sehe durch die Eingangstüren nach draußen. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite befinden sich weitere Frachtunternehmen, der Holzzaun einer Baustelle. Eine Café-Bar mit Plastiktischen davor, ein Fenster, beschlagen und mit Stores behängt.

»Miss? Sie müssen dazu mit Präsident Araf sprechen.«

Ich sehe ihr wieder in die gelben Augen. »Danke für Ihre Mühen.« Sie nickt unmerklich. Die Wachmänner blicken jetzt in unsere Richtung. Ich trete in die letzte Hitze des Tages hinaus. Vor der Café-Bar stehen Roller und ein Taxi. Zwei alte Männer sitzen an einem der Tische und spielen Backgammon. Sie blaffen sich gegenseitig an und trinken mit Eiswasser verdünnten, milchig weißen Raki. Zwischen den Schlucken knallen sie die Backgammonsteine auf das Brett und fluchen leise.

Ich gehe an ihnen vorbei ins Café. Es riecht nach Fett. Viele Gäste sind hier, sie trinken Apfeltee oder Efes-Bier. Eine Frau mit hennagefärbten Haaren und dünnen Lippen wischt mit einem Lumpen über die Chromtheke. Ich bestelle bei ihr einen Tee und nehme an einem Tisch am Fenster Platz.

Ich hebe den Store an und blicke hinaus zur Golden Horn Shipping and Air Corporation. Der Eingang ist von hier aus deutlich zu sehen. Ich kann ihn beobachten, ohne beobachtet zu werden. Keine unangenehme Vorstellung. Der Tee ist gut. Ich trinke

ihn in gleichmäßigen Schlucken, spüre, wie das Duralex-Glas mit heißem Dampf beschlägt. Am Tisch nebenan isst ein Mann ein Lokma in Sirup, den er mit dem Gebäck aufunkt. Sein Gesicht wirkt, als wäre es ständig gerunzelt. Auf dem Tisch neben ihm liegen ein Heft über den Fußballverein Galatasaray und zwei Renault-Schlüssel an einem Ferrari-Schlüsselanhänger. Sie passen zum Taxi draußen. Ich beuge mich zu ihm. Nicht zu nah.

»Entschuldigen Sie. Entschuldigen Sie bitte.«

Er sieht sich um. Er hat harte, dunkle Augen, als hätte ihm jemand ein Veilchen geschlagen. Ich deute durch den Store zum Auto vor der Tür. »Ist das Ihr Taxi?«

Er neigt den Kopf zu einem halben Nicken. Ich krame mein bisschen Türkisch zusammen, um mich verständlich zu machen. Er sieht mich an, müßig, kauend, bis ich wieder ins Englische zurückfalle. »Ich brauche ein Taxi. Von jetzt bis etwa sieben Uhr. Ich kann zahlen.«

Seine Lippen sind von einem weichen Sirupglanz überzogen. Ich hole einen Stift aus meiner Jacke und beuge mich zum Fußballheft auf seinem Tisch hinüber. Er hört auf zu kauen. Ich schreibe: Taxi 17.30-19.30 Uhr?, und lächle. Als ob das helfen würde. Aber vielleicht hilft es ja wirklich.

»Dreißig Dollar.« Seine Stimme ist kehlig vom Teig und Sirup. Ich hole das Geld heraus, er faltet die Scheine und stopft sie sich in seine Bundfaltenhose. »Wohin?«

»Noch nicht.«

Wieder nickt er, schluckt den letzten Bissen hinunter und geht zur Theke. Als er zurückkommt, hat er Kaffee und Baklava für uns beide. Ich probiere und danke ihm, er grunzt abschätzig, wendet sich wieder seinem Fußballheft zu und blättert die von mir verunstaltete Seite um.

Ich sehe wieder aus dem Fenster. Niemand bei Golden Horn Shipping verlässt vorzeitig die Arbeit. Um 18.15 Uhr holt sich der Taxifahrer erneut etwas zu essen. Als ich wieder zum Ein-

gang sehe, kommen zwei Männer in blauen Nylonanzügen aus dem Gebäude. Keiner von beiden sieht aus wie Präsident Araf. Sie fahren in ihren Firmenfahrzeugen davon und lassen am Tor die Hupe ertönen.

Um fünf nach sieben beenden die Alten draußen ihre Backgammon-Partie. Noch immer keine Spur von Araf. Mein Fahrer, denke ich, hat allmählich Mitleid mit mir. Er redet mit der Frau mit den hennaroten Haaren, und sie bringt mir einen Kaffee mit einem Schuss Rosenwasser. Draußen ist es jetzt dunkel, auf dem Parkplatz steht nur noch ein Auto. Von hier aus sieht es aus wie das Fahrzeug einer Führungskraft. Im Gebäude brennen nur noch zwei Lichter. Mindestens eines gehört den Wachleuten.

Mit einem Mal erscheint Präsident Araf. Er hat es eilig, unter dem Arm trägt er eine Aktentasche und einen Dokumentenordner aus Leder; er sucht etwas in seinem Jackett. Er sieht nicht auf, während er zum Wagen geht.

»Da ist er ...« Ich wende mich zum Taxifahrer. »Dort. Jetzt.«

Er faltet bereits die Zeitung, hievt sich von seinem Stuhl hoch und bewegt sich mit der Kurzatmigkeit eines Dickleibigen, bei dem jeder Schritt mit Anstrengung verbunden ist. An der Tür verabschiedet er sich mit erhobener Hand von der Wirtin und den letzten Gästen, dann sind wir draußen. Vom einzigen Wagen in Sichtweite sind nur noch die roten Hecklichter zu erkennen. Er fährt landeinwärts.

Wir steigen ein. Das Taxameter schaltet sich ein, der Fahrer stellt es aus und lässt den Motor an. Der Wagen riecht nach Lahmacun und Kunstleder. Der Fahrer schnauft schwer, sein Atem kommt stoßweise.

»Alles in Ordnung?«

»Ja.« In einer einzigen fließenden Bewegung wendet er, ohne das Manöver in irgendeiner Weise korrigieren zu müssen. Er fährt wunderbar. Als wir die Karaköy Caddesi erreichen, ist der Mercedes direkt vor uns. Die Lichter der Straßenlaternen huschen

über seinen Kofferraum. Vor uns ragt der Galata-Turm auf, dessen hell beleuchtete Aussichtsplattform sich vor dem Dunkelrot des Stadthimmels abzeichnet.

»Wie heißen Sie?«

»Katharine.« Ich klinge härter, als ich beabsichtigt habe. Der Fahrer nickt.

»Das fragt Sie natürlich jeder. Aber so sind wir Türken eben. Wir wollen freundlich sein.«

Noch immer schnauft er schwer. Ich nehme kurz den Blick vom Mercedes und sehe zu ihm. Schweiß steht ihm auf der Oberlippe. »Tut mir leid. Wie heißen Sie?«

»Aslan.« Er nimmt eine Hand vom Lenkrad, und wir geben uns die Hand. Sein Blick ist immer auf die Straße gerichtet. »Ihr Freund. Wollen Sie sich mit ihm treffen, früher oder später?«

»Dort, wo er anhält. Danke.«

Er verstummt. Ich sehe mich um. Um uns herum Istanbul bei Nacht, beleuchtete Hügel, von dunklen Wasserflächen zerschnitten. Meeresstraßen. Meeresarme. Buchten. Der Wagen taucht ein. In einer Unterführung Dutzende Fahrradläden, in denen von Scheinwerfern angestrahlte Rennräder wie Schweinehälften hängen.

Wie biegen in die İstiklal Caddesi, die Unabhängigkeitsstraße. Vor dem schimmernden Mercedes teilt sich die Fußgänger Menge. Es ist nicht weit zum Taksim-Platz. Vor uns Hotelhochhäuser mit glitzernden Fassaden aus Licht und Glas.

Einen Straßenzug vor dem Platz biegt der Mercedes rechts ab, und bis wir um die Ecke und in der Seitengasse sind, hat der Wagen schon eingeparkt. Wir fahren an ihm vorbei und halten am Ende der Gasse.

Als ich zurücksehe, steigt Araf bereits aus. Unter einem Arm die Tasche und den Ordner, Jackett und Mantel über der Schulter. Ohne Jackett kommen seine Statur, der massige, zum Bauch passende Brustkorb besser zum Vorschein. Am Gebäude neben

ihm ist ein rotes Neonschild angebracht. Er geht Stufen zu einem Kellergeschoss hinunter.

»Restaurant«, sagt Aslan der Fahrer. Er greift hinter den Spiegel und zieht ein weiteres Fußballheft und eine Minipackung Oreos heraus. »Teuer. Guter Fisch.«

»Danke. Ich bin Ihnen noch was schuldig.«

Er schüttelt den Kopf und beginnt zu lesen.

»Doch, wirklich. Wie lange werden Sie hier bleiben?«

Er sieht durch die Gasse. »Ich hab schon was verdient. Wenn Sie wollen, Katharine, bleib ich so eine Stunde, vielleicht.« Zum ersten Mal lächelt er mich an. Es macht sein Gesicht weicher, freundlicher.

Ich gehe zum Restaurant. Die Treppe führt hinunter zu einer offenen Tür, zu einem Garderobenmann, der auf seinem Handy ein Computerspiel spielt, einem roten Baumwollsamtvorhang, der halb offen steht und den Blick auf einen langen Speisesaal freigibt. Die Tische stehen in einzelnen Nischen, die Bänke sind mit burgunderrotem Kunststoffleder gepolstert. Alles sieht teuer und vulgär aus, genau wie Araf's Ringe.

Ich gehe durch den Gang und folge den Kellnern, die an zwei der Tische servieren. In der vierten Nische links sitzt der Präsident der Golden Horn Shipping and Air Corporation. Die Speisekarte liegt geschlossen auf dem Tisch, als hätte er schon bestellt. Er ist nach vorn gebeugt und zündet sich eine Zigarre an. Ihm gegenüber sitzt eine junge Frau in einem weißen Sommerkleid. Sie hat dunkle Augen, die Haut einer Sechzehnjährigen, schwarze Haare, hochgebunden mit einer breiten, weißen Schleife. In ihrem Gesicht ein unablässiges, abwesendes Lächeln, als hätte ihr jemand einen Witz erzählt, den sie nicht versteht.

»Mister Araf?«

Er blickt auf. Die junge Frau dreht den Kopf auf ihrem Audrey-Hepburn-Hals. Steht man Araf persönlich gegenüber, bemerkt man eine fahrigere Energie, die der Maler nicht eingefangen hat.

Der lederne Ordner liegt neben ihm auf der Bank, Aktentasche oder Mantel sind nirgends zu sehen. Um welche Arbeit handelt es sich, wenn ein Mann wie er sie abends mit nach Hause nimmt und sich von ihr überhaupt nicht trennen kann?

Er trägt Manschetten aus goldenen Krügerand-Münzen. Wäre er zwanzig Jahre jünger, sähe er aus wie ein Dealer. Er klappt das Feuerzeug zu und nimmt die Zigarre aus dem Mund. »Ich kenne Sie nicht.«

»Ich will Ihren Abend nicht stören ...«

Er ruft an mir vorbei. Ich drehe mich um; zwei Kellner sind im Anmarsch. Einer balanciert acht Teller auf seinen Unterarmen. Der andere ist größer, seine Hände sind frei. Ich hole die Rubine heraus und lege sie auf die weiße Tischdecke.

Alles verlangsamt sich. Mehrere Sekunden vergehen, in denen alle nur auf die Edelsteine schauen. Dann sagt der Kellner mit den freien Händen etwas, und Araf wedelt ihn mit der Zigarre fort. Sie laden die Teller ab und gehen. Die junge Frau im weißen Kleid will einen der Steine nehmen. Araf schlägt ihr auf den Handrücken. Sie zieht einen Flunsch. Die Steine funkeln zwischen den mit in Öl gebackenen Auberginen und Döner Kebab beladenen Tellern. Der Präsident betrachtet mich aus dem Augenwinkel. »Was soll das sein?«

»Das sind Rubine.«

»Und was soll ich Ihrer Meinung nach mit denen machen?«

»Reden Sie mit mir.«

Die junge Frau dreht ihr herzförmiges Gesicht zu mir. »Ich kann auch Englisch. Sehr gut. Wie heißen Sie?«

»Leyla, geh auf die Toilette!«

»Ich will nicht«, quengelt sie.

Araf beugt sich über den Tisch. »Fünf Minuten, meine Liebe. Geh und putz dir die Zähne!«

»*Ich will nicht*. Ich will was Süßes.«

Er zischt vor Ungeduld. Er zieht eine Lederbrieftasche aus dem

Jackett, entnimmt ihr einige Scheine und hält sie Leyla hin. Ein Zettel fällt heraus und landet auf dem vollen Tisch.

Das mürrische Gesicht der Frau verzieht sich zu einem Lächeln. Sie schnappt sich das Geld, steht auf und geht an mir vorbei, ohne mich anzusehen. Araf bedeutet mir, Platz zu nehmen. Das Plastik ist warm, dort, wo Leyla gegessen hat. Er sieht ihr nach. »Süß, nicht wahr? Sie wissen, was die Italiener sagen?«

»Nein.«

»Sie riecht noch nach Milch.« Er grinst. Zieht die Nase kraus. »Ich hab Sie hoffentlich nicht verärgert.«

»Ich bin an Ihnen nicht interessiert.«

Kurz wirkt er überrascht. Männer wollen so etwas nicht hören. Das verpasst ihm einen leichten Dämpfer, und ich bin froh darum. Sein Blick geht zu den Speisen. »Sie wollen also mit mir reden. Ich höre.«

»Ihnen gehört ein Frachtunternehmen. Was transportieren Sie?«

»Golden Horn Shipping?« Er beginnt zu essen, macht sich über das Kebab her. »Wofür wir bezahlt werden. Fisch, Bares, alles, womit man leicht verdientes Geld macht.«

»Schwarzmarkt-Edelsteine?«

Er hört auf zu essen und sieht mich an. Sein Blick ist flink, genauso energiegeladen wie sein Körper. »Sie sehen mir nicht wie eine Polizistin aus«, sagt er. »Sind Sie von der Steuerfahndung?«

Ich schüttele den Kopf. Er zuckt mit den Schultern. »Es ist sowieso kein großes Geheimnis. Ich müsste lügen, wenn ich sagen würde, dass wir noch nie Edelsteine transportiert haben.« Er nimmt den Zettel zur Hand. Der Garderobenschein, schwarze Ziffern auf blassblauem Papier. Gedankenverloren wendet er ihn zwischen den Fingern hin und her. 68. 89. 68. »Für uns ein gutes Geschäft. Ein sauberes Geschäft. Es gibt Schlimmeres. Haben Sie eine bestimmte Fracht im Sinn?«

»Ich bin auf der Suche nach einem alten Geschmeide. Etwas, was die Drei Brüder genannt wird.«

»Die drei was?« 68. 89.

»Drei Brüder.«

Araf runzelt die Stirn, sein Blick aber richtet sich auf den Gang, der jungen Frau hinterher. »Der Name sagt mir was. Helfen Sie mir auf die Sprünge.«

»Es ist eine Art Schließe. Aus dem Mittelalter. Burgund.«

In seinem Gesicht blitzt Interesse auf. Er legt den Garderobenschein weg und deutet auf mich, dann auf seine Karaffe Wein.

»Klar. Wollen Sie ein Glas?«

»Nein. Hören Sie.« Ich atme durch. Versuche ruhig zu bleiben.

»Ich will dieses Stück. Unbedingt.«

»Wie unbedingt?«

»Das hier sind siebzehnhundert Dollar.« Ich berühre den größten Rubin. »Wenn Sie mich noch ein paar Minuten ertragen, gehört er Ihnen.«

Er überlegt. Ein Schweißfilm zieht sich über seine Oberlippe, dort, wo er sich am Morgen rasiert hat. Kurz weht ein Hauch davon zu mir, ein Geruch wie von Senf, süß und scharf. Trotz der Hitze schwitzt er sehr wenig. Einen Augenblick lang glaube ich, er würde die Kellner zurückrufen. Das Geld reicht gerade, um ihn davon abzuhalten. Er zündet erneut die Zigarre an. »Vier Minuten.«

»Die Drei Brüder. Der Name stammt von den drei Rubinen, zum Geschmeide gehören aber auch ein Diamant und mehrere Perlen. Zweihundertneunzig Karat, verteilt auf acht Steine. Die Rubine sind in England Bestandteil der Kronjuwelen. Tavernier war bei seinem Tod im Besitz der drei Rubine.«

Arafs Miene hellt sich auf. Er beginnt wieder zu essen. Ich sehe ihm zu, wie er Auberginenstücke zwischen seine wulstigen Lippen schiebt. »Okay, ich hab davon gehört.« Schließlich tupft er sich den Mund sauber. »Ich will Ihnen ein Geheimnis verraten«, sagt er. »Ich mag Edelsteine.« Er zwinkert. Isst. Gibt sich freundlich, verständnisvoll. »Ich beobachte den Markt. Was wird ver-

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Tobias Hill

Die Spur der Rubine

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 544 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-570-10031-8

C. Bertelsmann

Erscheinungstermin: September 2015

Großes historisches Panorama und zugleich
hochspannendes Lesevergnügen

Die Drei Brüder – so heißen drei Rubine aus den Kronjuwelen Elisabeth I., die über Jahrhunderte hinweg immer wieder den Besitzer wechseln, bis sich ihre Spur endgültig im viktorianischen London verliert. 150 Jahre später will Katharine Sterne das wertvolle Geschmeide wiederfinden. Ihre besessene Suche führt sie nach Istanbul und Diyarbakir, London und Japan, und mit ihr taucht der Leser ein in die verschiedensten Schauplätze und Kulturen, in ferne Zeiten und düstere Vergangenheit. Meisterhaft erzählt Tobias Hill in seinem atmosphärisch ungemein dichten Roman von Gier und Ehrgeiz, von trügerischer und wahrer Liebe – aber auch von der Schönheit der Edelsteine, die die Menschen seit Jahrtausenden in ihren schicksalhaften Bann schlägt.

 [Der Titel im Katalog](#)